Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 38 (1934-1935)

Heft: 6

Artikel: Das erste Wort

Autor: Ringier, Martha

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664101

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die heiligen Rönige.

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland, fie frugen in jedem Städtchen: "Wo geht der Weg nach Bethlehem, ihr lieben Buben und Mädchen?" Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht, die Rönige zogen weiter; sie folgten einem goldenen Stern, der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus, da sind sie hineingegangen; das Öchslein brüllte, das Rindlein schrie, die heil'gen drei Rönige sangen. Seinrich Seine.

Das erste Wort.

Von Martha Ringier.

Schade, daß sich niemand Zeit nahm im Vor= beigehen den Blick zu den blanken Fenstern des dritten Stockes zu erheben. Doch wer überhaupt stehen blieb vor dem Haus, der tat es der alten Sachen wegen, die dort aufgestapelt waren. Vielleicht war irgend etwas Wertvolles dar= unter, das der Meister Kaltenbach an einer Gant erstanden. Deshalb kehrten auch Anti= quitätensammler bei ihm ein, steckten die Nasen in alle Winkel der düstern Räume, und wenn sie ein Stück entdeckten, das ihnen zusagte, zogen sie es hervor, drehten es scheinbar gleich= gültig hin und her und fragten nach dem Preis. Darauf stellten sie es wieder an seinen Plat, hielten weiter Umschau, aber schließlich began= nen sie doch zu feilschen. Wenn der Besitzer nicht darauf einging, taten die Kauflustigen gekränkt, wurden zuweilen auch grob, aber sie zahlten doch den geforderten Preis, denn im Grunde war er ja spottbillig. Was sie nicht in ihre Mantel= oder Rocktaschen stopfen konnten, das wurde von einem Burschen aus der Nachbarschaft auf einen Karren geladen und dem neuen Besitzer zugeführt. Das Lager des Schreiners Kalten= bach ward immer größer und erstreckte sich schließlich durch die zwei Stockwerke, wo seine Wohnräume waren. Auch dort hatten die Kun= den Zutritt. Außer diesen ansehnlichen Käufern kamen eine Menge kleine Leute, die nach bil= ligem Hausrat suchten, nach gebrauchten Stütken, die Kaltenbach bei Auktionen oder Erb= schaften erstanden und aufgefrischt hatte, daß sie nach etwas aussahen. Er gab alles mit klei= nem Gewinn ab, denn er war ein schlechter Ge= schäftsmann, sonst hätte er es weiter gebracht als zu einem Trödlerladen und zum Reparieren alter Möbel. Verbittert und einsam brachte er

seine Tage zu und ging nur unter Menschen, um einen Handel abzuschließen. Er hatte lange Jahre mit seiner alten Mutter zusammengelebt und sich nie Zeit genommen, eine Frau zu suchen. Als die Mutter starb, da war es zu spät.

Oben im dritten Stock saß auch ein einsamer Mensch, die Witwe Vogelsang, aber bei ihr roch es nicht nach altem Kram, sondern nach neuer Wäsche, und die Sonne, die nur im Hoch= sommer bis ins Erdgeschoß Helle brachte, schien bei ihr schon in aller Frühe und bis in den Mit= tag hinein. Um ihr das zu danken, hatte Frau Vogelsang eine Reihe Blumentöpfe auf das Fensterbord gestellt, die prächtig gediehen, ob sie nun in einem alten Milchafen, dem der Senkel fehlte, wuchsen oder in einem Blecheimer= chen. Es gefiel ihnen hier, und sie trieben Schof um Schof und Blüte um Blüte. Es war fast wie ein kleines Wunder, und eben deshalb war es bedauerlich, daß niemand das Blühen sah. Es war Frau Vogelsang oft, sie müsse die Leute, die unten vorübergingen, anrufen und sie auf die Augenweide aufmerksam machen. Aber da die Menschen nützliche und handliche Dinge den Wundern von jeher vorzogen, gingen sie eben stumpf hier vorbei, und Frau Vogelsang war viel zu schüchtern, um sich bemerkbar zu machen. Schließlich war es auch schön, die Blüten ganz zu eigen zu haben.

Freilich, viel Zeit hatte sie nicht, sich daran zu erquicken, denn müßig sein durfte sie nie. Die Nähmaschine rasselte den ganzen Tag und jeden Mittwoch holte der Ausläufer vom Geschäft die fertige Wäsche und brachte die zugeschnittenen Teile der Dutendware, die man ihr anvertraute. Wäre ihr Mann selig nicht vierzig Jahre lang in dem Weißwarengeschäft am

Markt angestellt gewesen, hätte sie wohl nicht einmal diesen magern Verdienst bekommen. Der Geschäftsinhaber ersparte sich auf diese Weise die Pension, die er der Witwe schuldig gewesen wäre, und es sah zudem nach außen aut aus, wenn es hieß, das Haus unterstütze die Hinter= bliebenen seiner Angestellten. Frau Vogelsang war zeitlebens knapp dran gewesen und fand deshalb den bescheidenen Lohn vollständig genügend. Was brauchte sie denn für sich? An Lebensmitteln herzlich wenig, noch weniger an Kleidern; die alten taten ihren Dienst. Ihr einziger Luxus war die kleine Wohnung im Kaltenbachschen Sause; aber sie konnte sich nicht entschließen, sie aufzugeben. Sier hatte sie schon mit ihrem Mann ein Dutzend Jahre gewohnt, und jetzt allein wiederum ein Jahrzehnt; da war sie verwachsen mit jedem Winkel. Der Hausmeister riet ihr, das eine Zimmer zu ver= mieten. Sie hatte auch schon mehrmals den Versuch gemacht, doch er war nie gut ausgefal= len: der eine Mieter war frech und vielverlan= gend, ein anderer hatte sich davongemacht ohne zu zahlen, und die jungen Dinger — o, mit denen wollte sie es lieber nicht zu tun haben; so gab sie es auf. Wand an Wand mit einem wildfremden Menschen zu hausen, das war Frau Vogelsang überdies ein peinlicher Ge= danke, und konnte denn nicht plötlich ihr Sohn, der Wilhelm, heimkommen? Er mußte doch seine Stube finden, wie er sie verlassen; aber vorläufig kam von ihm nur alljährlich um Weihnachten herum oder auf Neujahr eine Karte, einmal aus Paris, ein andermal aus Belgien und das lettemal sogar aus England.

Das war bald ein Jahr her, und Frau Vogelsang wunderte sich, ob er noch am selben Ort sei oder wieder Unglück gehabt habe. Sie war überzeugt, daß ihr Sohn ein Pechvogel sei, denn das Unstete lag weder in ihrer noch in ihres Mannes Familie. Alle hatten recht und schlecht ihren Posten ausgefüllt und zu ihren Arbeitgebern gehalten bis an ihr Ende. Und in die Fremde gezogen waren nur wenige. Warum nur ihr Sohn sich nirgends halten konnte? Ach, jie wußte es wohl, die Marie vom Nachbarhaus war schuld, die hatte ihm schön getan, und als sie nach Frankreich ging, verliebte Briefe ge= schrieben, bis er ihr nachgereist war. Dann hatte das Elend angefangen; als er plötzlich in der fremden Stadt auftauchte, hatte ihn das Mäd= chen mit Vorwürfen überschüttet, denn sie hatte sich gerade mit einem Franzosen verlobt, und so fam ihr Wilhelm ungelegen. Er hatte es damals seiner Mutter geflagt, und sie wußte, das nahm er sich nun so zu Herzen. Nach Hause wollte er nicht mehr, er fürchtete ausgelacht zu werden, vielleicht hätte die Mutter auch triumphiert: "Hab ich es nicht immer gesagt, die Marie sei ein leichtes Tuch! Jetzt hast dur es!"

Nein, das wollte er nicht hören, und so zog er weiter; aber er war ein ungeschickter Arbeiter und kam in die Hände aufrührerischer Gesellen, die sahen in ihm zuerst einen Kädelsführer, denn er suchtelte mit den Fäusten und konnte grimmig dreinsehen. Doch Wilhelm war nur mittelmäßig begabt, dreinschlagen, das konnte er allensalls, aber das war auch alles. Da ließen ihn die Kameraden wieder fallen; dies hatte ihm fast so zugesetzt wie der Verrat der Marie, und er kam sich benachteiligt und minderwertig vor und grollte dem Schicksal.

Frau Vogelsang glaubte unentwegt, daß ihr Sohn einmal heimfinde und hier anfässig werde, und sie machte Pläne, wie schön sie es dann zusammen haben wollten. Über dem Plänemachen vergingen die Jahre, sie merkte es kaum bei dem einförmigen Leben. Allemal, wenn es auf Weihnachten ging, kam eine Un= ruhe über sie. An einer Weihnacht war es ja gewesen, daß Wilhelm plötlich erschienen war, damals, als ihr Mann noch lebte. Nein, diese Überraschung! Es schien, als fühle sich der Sohn wieder wohl daheim; er hatte sich um eine Stelle umgetan. Doch es ging wie immer: ein anderer kam ihm zuvor. Da war er wieder davon ohne Abschied zu nehmen. An diesen kur= zen Besuch erinnerte Frau Vogelsang eine kleine Holzfigur, die Wilhelm ihr mitgebracht: eine Muttergottes, die holdselig auf den Jesuskna= ben auf ihren Armen blickt. Es war ein altes Figurchen, und es mochte keinen großen Kunst= wert haben, aber der Schniker hatte seine Seele hineingelegt, das spürte der Beschauer. In ihrer Freude über das Geschenk, war sie damit zu Meister Kaltenbach gelaufen, der hatte ihr zehn Franken dafür geboten. Sie hatte es ihm doch nicht deshalb gezeigt! Entrüftet riß sie ihm ihren Schatz aus den Händen und hastete die Treppe hinauf. Was hatte Raltenbach noch ge= sagt? Sie sei ja nicht katholisch, und wenn man einer Gemeinschaft angehöre, habe solch ein Bildwerk nicht viel Bedeutung. Was wußte der davon! Gab es etwas Lieblicheres als diese Maria, die ganz versunken schien in den An= blick ihres Kindes? Nein, sicherlich, das gab sie

nicht mehr her. Sie durfte doch wahrhaftig zum Schmuck ihres Heimes auch etwas haben, das bare zehn Franken wert war. Später einmal, als der Prediger sie besuchte, tupfte er mit lan= gem Kinger auf die kleine Statue: "Das solltet Ihr nicht aufstellen, Frau Vogelsang," sagte er mißbilligend. Seither barg sie ihren Schatz in einer Schublade und nahm ihn nur selten her= aus; aber jedesmal stieg wieder die Freude in ihr hoch, und sie fuhr mit zärtlicher Hand über das braune Holz. Doch mit der Zeit tat sie auch das nicht mehr oft, und zuweilen, wenn es gegen das Monatsende ging und sie die Miete noch nicht beisammen hatte, oder wenn etwas Notwendiges angeschafft werden sollte, dachte sie an die geschnitzte Muttergottes und den Geldwert, den sie bedeutete, und doch schien es ihr wiederum Sünde, sich von diesem einzigen Geschenk ihres Sohnes zu trennen. Es konnte noch schlimmer kommen, sie konnte krank wer= den und nichts mehr verdienen, und dann war es noch Zeit an den Verkauf zu denken.

Meister Kaltenbach hatte noch verschiedene Male angesetzt und ihr statt zehn sogar zwanzig

Franken angeboten.

"Sie würden es ja doch nur verkaufen,"

wehrte Frau Logelsang ab.

"Was verkaufen!" entrüstete sich der Meister. "Wan darf doch auch einmal etwas für sich be= halten, das einem gefällt. Und die Wuttergot= tes gefällt mir nun eben."

"Mir auch, und deshalb behalte ich sie," ent=

gegnete Frau Logelsang fühl.

Nun waren wieder die Tage, da die Schneefternchen sachte zur Erde fielen und man die Schritte draußen nur gedämpft hörte. Aber Frau Bogelsang hielt trotzem immer wieder ihre Maschine an, öffnete zuweilen das Fenster und spähte die Straße entlang, ob am Ende...

"Einmal muß er doch heimkommen, sonst trifft er mich nicht mehr," murmelte sie. Es war sicher heut' schon das sechstemal, daß sie den Kopf, so weit sie konnte, hinausreckte. Die Arbeit wollte einfach nicht rücken. Was ging denn da unten vor? Eine Schar Kinder stand gerade vor dem Haus, eines stieß das andere an, und sie machten große Augen und flüsterten einander etwas zu. Nun liesen zwei Mädchen davon und kamen gleich mit ihren Müttern zu= rück, und diese verwarfen die Hände.

"Du meine Güte, er ist sicher tot, ich trau' mich nicht zu," sagte die eine zur andern.

"Wer ist tot?" schrie Frau Logelsang und

beugte sich noch weiter hinaus. Das Herz stand ihr fast still.

"Der Kaltenbach. Er liegt da im Hausgang und rührt sich nicht."

Das Fenster im dritten Stockwerf ging klirrend zu, und so behende es Frau Vogelsang möglich war, stieg sie hinunter. Ja, da lag der alte Wann und bewegte kein Glied. Frau Vogelsang starrte entsetzt zu ihm nieder, dann griff sie nach seiner Stirne, die fühlte sich warm an. Nein, nein — gottlob, er lebte.

"Er hat in letzter Zeit oft über Schwindel geklagt, es ist gewiß nur eine Ohnmacht," trösstete sie sich und sah Zustimmung heischend im Kreise umher. Dann versuchte sie, den Meister aufzurichten, aber es gelang ihr nicht, und niesmand ging ihr an die Hand, trotzdem immer mehr Leute hinzugetreten waren.

"Holt den Arzt," befahl Frau Bogelsang mit harter Stimme. Gleich stoben ein paar Kinder davon. Endlich erschienen zwei Männer aus dem Nachbarhaus, die trugen den scheinbar Leblosen in seine Wohnung. Frau Bogelsang war voraus geeilt, hatte das Bett abgedeckt und half nun den Schreiner entkleiden. Dabei traf sie noch der Arzt.

"Ein Schlaganfall," sagte er, nachdem er Kalstenbach untersucht, und er gab Frau Vogelsang Unweisung, was zu tun sei. "Oder wäre es am Ende besser, wir brächten ihn gleich in den Spistal, so sind Sie nicht geplagt mit der Pflege. Er geht sie ja eigentlich nichts an."

"Nein, das mag er nicht, er ist gar ein Eigener. Ich pflege ihn schon," entschied Frau Vo-

gelfang.

Nach einigen Tagen wurde es besser mit dem Meister, er konnte sich bereits wieder ein wenig helsen, nur das Sprechen wollte noch nicht gehen. Frau Bogelsang verstand kein Wort, und das machte den Kranken unglücklich, immer von neuem versuchte er sich verständlich zu machen, doch es kamen nur unklare Laute aus seinem Mund. Einmal, als ihn Frau Vogelsang eine Weile allein gelassen, fand sie ihn in Tränen. Da strich sie ihm über die Stirne und trocknete mit dem Taschentuch die nassen Wangen. Wie leid tat er ihr! Von nun an nahm der Arme alle ihre Gedanken gesangen; sie traute sich fast nicht mehr aus der Stube und gönnte sich kaum Zeit ewas zu kochen.

"Keinen Menschen hat er, der sich um ihn kümmert," klagte sie dem Arzt.



Piz Bernina, vom Diavolezza aus gesehen.

Rach einem Gemälde bon Ernft Burthard, Richterswil.

"Grad wie Sie," erwiderte dieser.

"Ich habe doch meinen Wilhelm," meinte sie vorwurfsvoll. "Und immer an Weihnachten meine ich, er müsse kommen, wie damals vor elf Jahren. Aber herrjeh, heute ist ja glaub' gerade der vierundzwanzigste, nicht? Ich bin ganz aus der Ordnung gekommen."

"Ja, morgen ist Weihnacht," bestätigte der Arzt. "Und ich werde deshalb erst übermorgen nach dem Patienten sehen. Unsereins will auch etwas von den Festtagen haben. Und hier geht es ja besser."

"Wenn ich ihn nur verstehen könnte, er ist oft so ungeduldig."

"Es wird sich schon wieder machen. Aber hier, Frau Bogelsang, ist ein Fünffrankenstück, dars aus kaufen Sie sich etwas Gutes. Sie sind ja ganz zusammengefallen. Um Meister Kaltensbach brauchen Sie sich wirklich nicht zu sorgen, er überhaut's." Unter der Türe wandte sich der Arzt nochmals um. "Meine Frau will heute noch das Mädchen vorbeischicken mit einem Beihnachtspaket. Sie haben ihr Herz gewonnen mit Ihrer Fürsorge um den alten Mann."

Eine Stunde später lag das versprochene

Paket auf Frau Vogelsangs Tisch. Sie war ganz aufgeregt, als sie die Schnur löste. Ach, wie gut ging es ihr! Gerade eine gestrickte Jacke hatte sie schon lange nötig, doch dazu hatte es nie gelangt. Und dann war noch Kaffee und Backwerk da. Das war ja ein Christsest, wie sie es nie erlebt. Nun wollte sie einkaufen gehen, bevor es dämmerte. Sie sah noch rasch nach ihrem Kranken, ehe sie das Haus verließ. Als sie zurückfam, bog eben der Briefträger um die Ecke.

"Etwas für Sie," fagte er und hielt ihr eine Karte hin.

Frau Vogelsang stieg treppauf wie eine Junge. Das war sicher ein Gruß vom Wilshelm. Sie machte Licht und suchte nach der Brille. Wo kam die Karte nur her? Sie drehte sie um und buchstadierte langsam: Manchester. Wieder ein anderer Ort, hoffentlich war das nicht etwa in Amerika! Ihre Augen glitten über die Schriftzüge.

"Liebe Mutter. Es geht mir gut, habe diesen Sommer geheiratet und werde im Frühling mit meiner Frau zu Dir kommen. Daish will die Schweiz sehen. Indessen grüßt mit herzlichem Glückwunsche Dein Sohn Wilhelm." So las Frau Vogelsang laut, und sie las noch zweismal, so sehr übernahm sie die Nachricht. Diese Freude! Nun ging es Wilhelm endlich gut, und er hatte die Marie vergessen und eine andere lieb gewonnen. Und daß er kommen wollte im Frühjahr. Es flimmerte der Mutter vor den Augen. War das ein Glückstag! Und nun stieg ihr noch der Geruch vom Sauerkraut in die Nase und erinnerte sie an ihr Festessen. Silig packte sie aus. Frau Vogelsang sah ganz verstärt um sich. Da siel ihr plötzlich der Kranke ein, den hatte sie ja ganz vergessen in ihrem Glückstaumel.

Als sie auf der Treppe war, hielt sie inne: nun war sie so reich, und da unten lag einer, dem niemand etwas Liebes getan, den keine freudige Nachricht erreicht. Sie kehrte um, ging über ihre Kommode und kramte in der Schublade. Ja, die Muttergottes, die paßte als Weihnachtsgeschenk für den Meister. Aber es ging doch nicht an, daß sie sie ihm einfach auß Bett legte. Sie suchte in der Küche nach einem Kerzenstümpsein und holte aus dem Hof ein paar Zweige vom Buchsstrauch, der dort ein fümmerliches Dasein führte und nun ganz verschneit dastand. Dann holte sie ihr Tassenbrett,

ordnete die Bescherung darauf, zündete die Kerze an und ging ins untere Stockwerk.

Meister Kaltenbach hatte sich der Wand zusgekehrt und war ein wenig eingenickt. Als die Türe knarrte, drehte er sich um und blinzelte verschlasen in den hellen Schein.

"Seute ift heiliger Abend, Herr Kaltenbach," begann Frau Vogelfang. "Da hab ich Ihnen eine Freude machen wollen. Sie haben ganz recht gehabt: die Muttergottes gehört hieher, und jetzt bleibt sie da. Das Kruzisig stellen wir auf die andere Seite, die Muttergottes gehört aufs Echbrett, dann sehen Sie sie immer vom Bett aus."

Der Kranke strengte sich an zu reden, zwisschenhinein würgte ihn ein Schluchzen. Endlich brachte er hervor: "Mu—Mutter—"

"Ja, ja," sagte Frau Bogelsang. "Mutter, das ist ein gutes Wort und gehört zur Weihnacht wie kein anderes. Und nun gar die Maria, die das Heil der Welt unter dem Herzen trug, was war das für eine Mutter, die besser als wir alle wußte, was es heißt: selig sein und die größte Qual erdulden. Aber nun wollen wir uns freuen, Meister Kaltenbach, freuen, daß es Schritt für Schritt besser geht, und freuen, daß heute das Christsind eingekehrt ist."

Die Weihnachtsbäume.

Nun kommen die vielen Weihnachtsbäume aus dem Walde in die Stadt herein. Träumen fie ihre Waldesträume weiter beim Laternenschein?

Rönnten sie sprechen! Die holden Geschichten von der Waldfrau, die Märchen webt, was wir uns alle erst erdichten, sie haben das alles wirklich erlebt.

Da stehn sie nun an den Straßen und schauen wunderlich und fremd darein, als ob sie der Zukunst nicht recht trauen, es muß doch was im Werke sein.

Aber, wenn sie dann in den Stuben im Schmuck der hellen Rerzen stehn und den kleinen Mädchen und Buben in die glänzenden Augen sehn,

dann ist ihnen auf einmal, als hätte ihnen das alles schon mal geträumt, als sie noch im Wurzelbette den stillen Waldweg eingesäumt.

Dann stehen sie da, so still und selig, als wäre ihr heimlichstes Wünschen erfüllt, als hätte sich ihnen doch allmählich ihres Lebens Sinn enthüllt;

als wären sie für Ronfekt und Lichter vorherbestimmt, und es müßte so sein, und ihre spiken Nadelgesichter sellen ganz verklärt darein.